

BUCHBESPRECHUNGEN

ERICH POTTHOFF, OTTO BLUME,
HELMUT DUVERNELL
ZWISCHENBILANZ DER
MITBESTIMMUNG

Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1962. 371 S., Ln. 24 DM.

Die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Unternehmungen der Montanindustrie ist die wohl bedeutendste sozialorganisatorische Leistung der deutschen Nachkriegspolitik. Zwar ist der Begriff Mitbestimmung schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt, wie auch den Arbeitnehmern Mitwirkungsrechte bereits in zahlreichen Gesetzen zugestanden worden waren; eine Mitbestimmung im Sinne der gleichberechtigten Teilhabe an der Entscheidungsgewalt im Unternehmen hat es bis zur Einführung der Montanmitbestimmung indessen noch nicht gegeben. Erstmals wurde den Arbeitnehmern nicht nur das Recht der Mitberatung und Mitwirkung, sondern das der vollen Mitentscheidung zugestanden: die Aufsichtsräte aller Montangesellschaften mußten jeweils zur Hälfte aus Vertretern der Arbeitnehmer besetzt und in die Vorstände ein Arbeitsdirektor bestellt werden. Der Gesetzgeber anerkannte damit eine Regelung, die sich in zahlreichen neu gebildeten Unternehmen der entflochtenen Stahlindustrie bereits einige Jahre lang bewährt hatte. Nach den bitteren Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus wurde die Mitbestimmung allgemein als Zeichen einer neuen Zeit angesehen: Die Unternehmer waren bereit, die Opfer der Arbeiterbewegung im Kampf gegen den Nationalsozialismus anzuerkennen und auf ihre Alleinherrschaft im Unternehmen zu verzichten. Die Gewerkschaften wollten für alle Zukunft verhindern, daß die deutsche Schwerindustrie noch einmal jene verhängnisvolle Rolle spielte, die mit zur Machtergreifung des Nationalsozialismus beigetragen hatte.

Bei ihrer Absicht, die durch Betriebsvereinbarungen geregelte Mitbestimmung in der Montanindustrie auf gesetzliche Grundlage zu

stellen, stießen sie allerdings auf den inzwischen erwachten Widerstand der deutschen Unternehmer. Nur mit größten Schwierigkeiten und auf Grund des geschlossenen Einsatzes aller Arbeitnehmer der Montanindustrie konnte der Bundestag im Mai 1951 das Mitbestimmungsgesetz verabschieden.

Inzwischen sind mehr als elf Jahre vergangen. Während die einen hofften, die Mitbestimmung werde sich von selbst aufheben und innerhalb unserer privatkapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht bestehen können, vertrauten die anderen auf mögliche Interessenkollisionen zwischen den Repräsentanten der Mitbestimmung und ihren Gewerkschaften. Beider Hoffnungen zerschlugen sich. Statt dessen erwies sich die Mitbestimmung als stabilisierendes und korrigierendes Element in der Verfassung der Montanunternehmung. Trotz der Bedeutung unserer Mitbestimmung für die deutsche Nachkriegspolitik fehlte es allerdings bisher an einer ausführlichen Zwischenbilanz. Wohl gibt es eine Reihe von Einzeluntersuchungen über Teilaspekte der deutschen Montanmitbestimmung, wohl gibt es verschiedene Versuche ihrer soziologischen und politischen Deutung; jedoch fehlte es an einer umfassenden Analyse ihrer Leistungen und Erfolge.

Die vorliegende, von der *Hans-Böckler-Gesellschaft* veranlaßte „Zwischenbilanz der Mitbestimmung“ enthält in ihren vier Abschnitten eine kurze geschichtliche Darstellung der Mitbestimmung aus der Feder des ehemaligen Stahltruhänders Dr. *Erich Potthoff*, eine ausführliche Untersuchung der bisherigen Mitbestimmungspraxis (ein Beitrag, den Dr. *Otto Blume*, der Direktor des Kölner Instituts für Selbsthilfe und Sozialforschung, schrieb), einen die künftige Mitbestimmungspolitik behandelnden Aufsatz von Professor *Helmut Duvernell* sowie eine Synopsis der Mitbestimmung seit ihren ersten Anfängen. Den Mittelpunkt der „Zwischenbilanz“ bildet die Untersuchung des Kölner Instituts. Sie zeigt erstmals in aller Offenheit, welche Leistungen die Mitbestimmung erzielen konnte, aber auch, welche Schwächen ihr heute noch

anhaften. Verblüffend ist die rückhaltlose Ehrlichkeit der befragten „Mitbestimmer“ sowie der Betriebsratsmitglieder und sonstigen Befragten, wenn es gilt, Schwächen in ihrem eigenen Erfahrungsbereich aufzuzeigen: gerügt wird die vielfach ungenügende Qualifikation der Arbeitnehmersvertreter in den Aufsichtsräten, der oft zu geringe Kontakt mit ihnen, die mangelhafte Arbeit der Gewerkschaften und des DGB, die Isolierung vieler Arbeitsschreker in ihren Vorständen, der Egoismus einiger Betriebsräte bei der Wahl der betrieblichen Arbeitnehmervertreter und vieles andere mehr. Allerdings macht die Untersuchung auch deutlich, wie selbstverständlich oft Errungenschaften betrachtet werden, an die in nichtmitbestimmten Unternehmen heute noch nicht zu denken ist. Vor allem gilt dies für die starke Stellung und unabhängige Arbeitsweise der Betriebsräte. Bei aller Kritik im einzelnen sind sich die Befragten einig in der Auffassung, auf die Mitbestimmung keineswegs verzichten zu können, sondern sie noch weiter auszubauen. Wie dies geschehen kann, macht der Beitrag von Helmut Duvernell deutlich, der eine Ausdehnung der Montanmitbestimmung auf die Großunternehmen auch der übrigen Wirtschaftszweige fordert. —

Für den an Mitbestimmungsfragen interessierten Theoretiker und Praktiker ist das Buch mehr als eine bloße Darstellung. Es ist ein Handbuch, auf das er in Zukunft immer wieder zurückgreifen kann.

Karl-Heinz Sohn

OSKAR KLUG

VOLKSKAPITALISMUS DURCH EIGENTUMSSTREUUNG

Illusion oder Wirklichkeit? Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1962. 485 S. mit 43 Abbildungen, Ln. 44 DM.

Als ich von dem Buch zum ersten Male hörte, dachte ich, so wie einst Kurt Tucholsky: „Da laßt mich mal ran, davon verstehe ich ein bißchen, das laßt mich besprechen!“ Ich konnte, durch den Titel verführt, annehmen, daß hier nach der Flut von eigentumspolitischen Schriften und Plänen, die sich in den letzten Jahren über den Bundesbürger ergossen hatten, nun endlich auch von wissenschaftlicher Seite eine zusammenfassende Darstellung der Probleme vorgelegt würde, die sich aus dem „Volkskapitalismus“ und den verschiedenen Versuchen, zu einer Eigentumsneuordnung zu kommen, ergeben. Nachdem ich die 396 Seiten Text und 42 Seiten Anmerkungen dieses Wälzers, zu denen noch 47 Druckseiten Gesetzes- und Verordnungstexte kommen, durchgearbeitet habe, bin ich in einiger Verlegenheit.

Einerseits könnte ich mich verführt fühlen, Klugs Buch ein kluges Buch zu nennen, weil Klug mindestens die Absicht gehabt hat, eben jenes systematisch zusammenfassende Werk zu schreiben, von dem ich eben sprach. Insbesondere aber, weil er hinsichtlich der „Volksaktie“ im wesentlichen zu denselben Ergebnissen gelangt wie ich in meinen Jahre zuvor veröffentlichten Schriften. So betont Klug richtig, daß „auch eine vollständige Privatisierung der bundeseigenen Konzerne noch keinen Volkskapitalismus begründen könne“ (S. 52), daß für die Volksaktionäre keineswegs die gesellschaftspolitische Zielsetzung die entscheidende Rolle spiele (S. 56), sondern Kursgewinne und Sparprämie, daß der moderne Kapitalismus „mit solchen kleinen Korrekturen überhaupt nicht grundlegend zu verändern ist“ (S. 108) und die Ausgabe der Volksaktien für die Steuerzahler ein Verlustgeschäft und „gesellschaftspolitisch gesehen, eine absolute Farce war“ (S. 117). Und es ist Klug durchaus zuzustimmen, wenn er erklärt: „Niemand, der wissenschaftlich und erfahrungsgemäß die Problematik des gewandelten Kapitalismus in Europa, Amerika, Australien und Japan kennt, wird von dem Schlagwort ‚Volkskapitalismus‘ etwas halten können!“ (S. 273).

Andererseits kann ein gewissenhafter Leser nicht an den großen Mängeln und offensichtlichen Fehlern dieses mit betont wissenschaftlichem Anspruch auftretenden Buches vorbeigehen. Es drängt sich der Eindruck auf, als ob der Verfasser die passenden Stichworte und Belege eines Zettelkastens aneinandergereiht und mit verbindendem Text versehen hat. Von den 396 Seiten seiner eigentlichen Darstellung bestehen etwa zwei Drittel aus Zitaten. Viele werden in indirekter Weise wiedergegeben, so daß es manchmal schwerfällt festzustellen, wo die Wiedergabe aufhört und die eigene Meinung des Verfassers beginnt. Wesentlicher ist, daß sich der Verfasser augenscheinlich nicht die Mühe gemacht hat, die Problematik seines Gegenstandes in systematisch vertiefter und wirklich gründlicher Weise zu untersuchen. Abgesehen davon, daß eine befriedigende Definition der „Volksaktie“ ebenso wie eine solche der Idee des „Volkskapitalismus“ fehlt, besteht ein weiterer Hauptmangel des Buches darin, daß Klug in wissenschaftlich völlig ungerechtfertigter Weise so tut, als ob nur das „Sparen“ zur Eigentumsbildung führen könne und sich infolgedessen auf die Darstellung und Kritik der verschiedenen Spararten beschränkt. Von der Möglichkeit einer Umverteilung des Vermögenszuwachses oder einer grundlegenden Eigentumsneuordnung wird nichts erwähnt, wie überhaupt Klug ebensowenig wie anderen Autoren bewußt zu sein scheint, daß die Wirtschaftswissenschaft seit Marx bis heute noch nicht ernsthaft den Versuch ge-

macht hat, auch nur die theoretischen Möglichkeiten einer neuen Verteilungslehre zu entwickeln. Seine wissenschaftlich unzulässige Einschränkung der Darstellung muß ihn dazu führen, auch den SPD-Volksaktienplan und den DGB-Sozialplan zu verkennen, die beide mit „Sparen“ im Grundsatz wenig zu tun haben.

Abgesehen von der theoretisch einseitigen und falschen Anlage des Buches unterlaufen Klug auch in Einzelheiten bedauerliche Fehler und Entgleisungen. Es ist nichts als eine unwissenschaftliche Behauptung, daß die Verwirklichung von SPD- und DGB-Plan eine „laufende Teileignung“ der Großunternehmen darstelle (S. 321), daß Ergebnisbeteiligung und Miteigentum lediglich Sparformen darstellen (S. 218), ebenso wie es falsch ist, daß „die meisten“ Käufer der Volksaktie hätten in den Genuß der Sparprämie kommen wollen, während es in der Tat bei der Preußag nur 30 vH gewesen sind. Daß die gewerkschaftlichen Unternehmen nur „nach rein privatwirtschaftlichen Grundsätzen“ geleitet werden (S. 424) versäumt Klug ebenso zu beweisen, wie er leichten Sinnes im Hinblick auf die Konsumgenossenschaften behauptet: „Die Gewerkschaften beteiligen sich über ihre (!) Konsumgenossenschaften an der Errichtung von Supermärkten“ (S. 244).

So kann dies umfängliche Werk im wesentlichen nur für Nachschlagezwecke empfohlen werden, da es wenigstens die wichtigsten Materialien enthält, die bei einer Diskussion der Eigentumsprobleme zur Hand sein sollten.

Dr. Kurt Hirche

BESTANDSAUFNAHME

Eine deutsche Bilanz 1962. Sechsendreißig Beiträge deutscher Wissenschaftler, Schriftsteller und Publizisten. Herausgegeben von Hans Werner Richter. Verlag Kurt Desch, München 1962. 592 S., Ln. 19,50 DM.

Zu einer „deutschen Bilanz 1962“ haben sechsendreißig deutsche Wissenschaftler, Schriftsteller und Publizisten beigetragen. Hans Werner Richter hat das Buch geplant, die Autoren ausgewählt, Einführung und Nachwort verfaßt. Siebzehn Jahre sind seit 1945 vergangen, mehr als das „Tausendjährige Reich“ währte — das ist ein Zeitabschnitt, den zu rekapitulieren und zu summieren sich gewiß lohnt.

Und, wie sich bereits andeutet, nicht minder lohnend erscheint es, die Reaktionen von Betroffenen auf dieses Buch aufmerksam zu beobachten. Ein beflissener Führer-Verherrlicher der dreißiger Jahre, Giselher Wirsing, heute Chefredakteur der Wochenzeitung *Christ und Welt*, unterstellt, hier liefere die sogenannte heimatlose Linke Scharmützel gegen die Zustände in der Bundesrepublik. Nur die Mitarbeiter *Albrecht von Kessel* und

Golo Mann nimmt er ein wenig von dem sonst allgemeinen Vorwurf aus, hier werde offen oder indirekt dazu aufgefordert, den in der Zone herrschenden Zustand als unvermeidliche Tatsache hinzunehmen. Es gefällt ihm nicht, daß nicht jeder Beitrag der „Bestandsaufnahme“ flammenden Protest gegen den terroristischen Perfektionismus in der Zone enthält. Und außerdem: die Autoren dieses Bandes verdienen gut, woher nehmen sie da die Berechtigung zur Kritik? Ihre Kritik wird als „Jammervogel-Bewegung“ einfach abgetan.

So hilft sich ein Mann wie Wirsing; andere stehen, obwohl gutwillig, auf andere Weise hilflos vor dem Berg von 600 Seiten, der sich vor ihnen auftürmt. Wenngleich Männer wie *Diether Stolze* (Mercator), *Georg Ramseger*, der Feuilletonchef der *Welt* und *Rudolf Walter Leonhardt* von der *Zeit*, die zu den Mitarbeitern des Bundes gehören, sich gewiß nicht als „heimatlose Linke“ einstufen lassen, so ist doch allen Beiträgen eine gemeinsame Grundhaltung zu eigen: Theorie und Praxis einst und jetzt in der Bundesrepublik werden miteinander konfrontiert, es wird auf die Zukunftslosigkeit gegenwärtiger Konzeptionschwäche auf vielen Gebieten unseres politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens hingewiesen. Der eigentliche Pfeffer einer solchen Bilanz aber, fehlt: die Scheidung der Geister im Sammelbuch selbst. Warum enthält es nicht gleich die Selbstrechtfertigungen und Äußerungen des Wohlbehagens derer mit, die sich in der Bundesrepublik als in der besten aller Welten fühlen? So wird der Leser schwerlich wirklich an die neuralgischen Punkte unserer Gesellschaft herangeführt, wenn er in Abwesenheit des Gegenstands der Kritik nur die z. T. glänzende Kritik vorgeführt bekommt. Wie leicht fällt es da den herrschenden Mächten, auszuweichen auf das Gebiet der persönlichen Diskriminierung der Kritiker und so den gestellten ersten Fragen zu entgehen!

Um Namen zu nennen: Was *Carl Amery* unter dem Titel „Yoghis und Kommissare“ über den westdeutschen Katholizismus 1945 bis 1962 schreibt, müßte Ansatzpunkt zu einer überaus lebhaften Diskussion in- und außerhalb der katholischen Kirche werden. Wir sagen voraus: Diese Diskussion wird nicht stattfinden. Welcher autorisierte katholische Repräsentant würde sich Punkt für Punkt der präzisen, inhaltlich scharfen, dennoch nicht verletzenden, in der Form brillanten Kritik Amerys stellen?

Wolfgang Abendroth zieht eine Bilanz der sozialistischen Idee in der Bundesrepublik Deutschland. Schon jetzt wird Abendroth von Rezensenten als indiskutabel hingestellt, auf seine Argumente geht kaum einer ein, von minderwertigen Beschimpfungen durch kleine Geister einmal abgesehen. Neben Abendroths

Beitrag hätte ich gern den eines kompetenten sozialdemokratischen Führers zum gleichen Thema gelesen, *Herbert Wehner* zum Beispiel.

Die „Bestandsaufnahme“ ist gewiß eine herausgeberische Leistung, um so bedauerlicher die Mängel. Sowohl in der thematischen Planung wie in einem bedeutenden Teil der Beiträge herrschen feuilletonistische Elemente vor, wo ein soziologisch-politisches Fundament wünschenswerter gewesen wäre. Wie konnte es zum Beispiel passieren, daß in einer deutschen Bilanz 1962 nichts von Belang über Struktur und Funktion der deutschen Gewerkschaftsbewegung nach dem Kriege gesagt wird? Das Verbandswesen überhaupt (denken wir an *Eschenburgs* einprägsame Formulierung von der „Herrschaft der Verbände“) blieb ausgeklammert; eine sorgfältige parteiensoziologische Untersuchung etwa der CDU/CSU wird man vergeblich unter den sechsunddreißig Themen suchen, und der Herausgeber hat auch nicht dargelegt, daß sich vielleicht der Behandlung dieser Themen unüberwindliche Hindernisse in der Weigerung geeigneter Autoren ergaben. Nein, es hat den Anschein, daß ganze Schwergewichte des gesellschaftlichen Lebens, wie die Gewerkschaften, schlicht und einfach bei der Planung vergessen wurden!

Dennoch enthält die „Bestandsaufnahme“ eine Fülle von Tatsachen und Meinungen, an denen niemand vorübergehen sollte, dem die Gestaltung unserer Zukunft als schwierige Aufgabe erscheint, deren Voraussetzungen gegenwärtig nicht gerade günstig beeinflusst werden. Was *Hartmut von Heutig* über die deutsche Pädagogik mitteilt, ist alarmierend wie das Läuten einer Notglocke, *Fritz J. Raddatz* zeichnet sehr feinfühlig das Absurde in unserer Situation des geteilten Vaterlands auf, auch der Aufsatz von *Paul Schallück* über „Vorurteile und Tabus“ sei hier besonders genannt. Jeder denkende Zeitgenosse muß dankbar sein für das ihm hier gebotene aktuelle Panorama einer Kritik, die sich so leidenschaftlich an dem Problem der Erhaltung unserer geistigen Freiheit engagiert.

Ansgar Skriver

HARRY GRAF KESSLER
TAGEBÜCHER 1918—1937

Politik, Kunst und Gesellschaft der zwanziger Jahre. Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1961. 799 S., 38 DM.

Graf Harry Kessler, 1868 geboren, ist den heute 30- und 40jährigen nicht mehr bekannt, auch nicht dem Namen nach. Um so verdienstlicher, daß seine Memoiren aus der Weimarer Zeit und den ersten Jahren des Dritten Reiches bis zu seinem Tod 1937 in Frankreich endlich ans Licht kommen, denn er war eine der interessantesten und interessiertesten europäischen Figuren des ersten Drittels dieses Jahrhunderts. Obwohl er auch als Schrift-

steller bemerkenswert ist (nicht zuletzt durch seine *Rathenau-Biographie*, die erfreulicherweise demnächst neu herauskommt), so liegt doch seine Bedeutung nicht darin; er war nicht eigentlich schöpferisch, oder, um einen Vergleich aus der Physik zu nehmen, er war nicht Stromquelle, sondern ein vorzüglicher Stromverteiler und -leiter. Darin war er wirklich bedeutend. Durch den Grafentitel, der übrigens erst von seinem Vater herrührte, durch seinen Reichtum, den er als großzügiger Mäzen ausgegeben hat, und -durch seine Beziehungen zur Diplomatie — er war nach dem ersten Weltkrieg kurze Zeit deutscher Gesandter in Warschau und Bern — war er mit den verschiedenen Kreisen der gesellschaftlichen Oberschicht verbunden, während seine politischen Neigungen und Aktivitäten stark nach links gingen, zum Pazifismus und Sozialismus. Sein Leben war eine ständige Gratwanderung, die viel Zivilcourage und Gewandtheit erfordert hat. Er hat mit großem Talent zwischen den widersprüchlichen Kräften und Tendenzen der Zeit vermittelt und viel Charme ausgestrahlt. Dabei war er durchaus kritisch und ein scharfer Beobachter. Sein Urteil über Personen und Vorgänge ist durchweg mit Fakten belegt und oft geistreich, ja sogar scharf formuliert.

So reichhaltig, ja unerschöpflich das Buch ist, so gibt es darin doch einige Höhepunkte, wo die Darstellung durch ihre Anschaulichkeit und durch ihre Wahrhaftigkeit gesteigerten Eindruck macht. So der Eintrag vom 25. Juli 1919 über eine Rede *Erzbergers* im Reichstag (S. 191). Frühere Bemerkungen über *Erzberger* sind denkbar negativ, ja boshaft. Die leidenschaftliche Anklagerede *Erzbergers* gegen die Monarchisten über die Art und Weise, wie das deutsche Volk im Krieg von der kaiserlichen Regierung belogen worden sei, überzeugt *Kessler* nicht nur durch ihre Fakten und Argumente, sondern auch von der echten demokratischen Leidenschaft und Qualität des Redners. Diese Tagebuchstelle bezeugt so etwas wie ein 'demokratisches Damaskus des Schreibenden. Ausgezeichnet, und ähnlich in der Tendenz des Erlebnisses, ist das, was er an mehreren Stellen über *Joseph Wirth* berichtet.

Besonders intensiv und umfangreich war *Kesslers* kulturelle Aktivität. Ungezählt und lebhaft waren seine Beziehungen zu den bedeutenden Gestalten der Literatur, bildenden Kunst, Schauspielkunst, Wissenschaft, übrigens nicht nur Deutschlands, sondern auch Frankreichs und Englands. Er war in Paris und London nicht weniger zu Hause, als in Berlin und Weimar. Bei seinen Erinnerungen und Gedanken handelt es sich kaum je um rein persönlichen Klatsch. Überall ist Sinn und Bedeutung zu finden. Auch sind die geschilderten Vorgänge, Gespräche, Vorträge, Theatererlebnisse so anschaulich und glaubhaft geschildert, daß die Tagebücher für den Histori-

ker zu wertvollen Geschichtsquellen und für den politisch und geistig Interessierten zur spannenden, ja aufregenden Lektüre werden. Wenn der Rahmen der Kesslerschen Geselligkeit zuweilen den heutigen Leser etwas snobistisch anmutet — einige Besprechungen des Buches haben dies angedeutet —, so ist das rein äußerlich, eben nur ein Rahmen, der dem Inhalt keinen Schaden tut.

Wollte man interessante Einzelheiten anführen, fände man kein Ende, so voll ist das Buch daran. Nur eine sei als Probe zitiert. Kessler war in Weimar Nachbar der Frau *Förster-Nietzsche*, die ihm am 8. Juli 1930 erzählte, daß der Reichswehrgeneral *Hasse*, Wehrkreis-Kommandeur in Kassel, der vor kurzem bei ihr zu Besuch gewesen sei, auf ihre Frage, wen er beim Frühstück bei ihr zu sehen wünsche, geantwortet habe: *Trick*; sie habe ihn dann auch wirklich mit Frick zusammen bei sich gehabt. Frick war damals der erste nationalsozialistische Minister Deutschlands in Thüringen (S. 636).

Die Bearbeitung ist nicht ganz so gewissenhaft, wie sie das Buch verdient hätte; das Namensverzeichnis enthält nicht wenige Irrtümer und Flüchtigkeiten.

Dr. Richard Schmid

HARRY GRAF KESSLER

GESICHTER UND ZEITEN

Erinnerungen. S. Fischer Verlag 1962. 267 S., kart. 8,80 DM, Ln. 15,50 DM.

Der große Erfolg der „Tagebücher“ hat den Verlag ermutigt, die Jugenderinnerungen des Grafen Kessler — die 1935 in Berlin erschienen und bald darauf verboten wurden — neu herauszugeben; die meisten von uns lernen das Buch erst jetzt kennen. Die Begegnung ist erfreulich, denn so fern uns die Zeiten des „alten Kaisers“ und Bismarcks gerückt sein mögen, so fremd uns die vorwiegend aristokratische Gesellschaft ist, in der sich Kesslers Jugend abspielt — diese Erinnerungen sind ein kulturhistorisches Dokument von Rang, und manche Einzelheiten — wie Kesslers erste Begegnungen mit klassenbewußten Arbeitern oder seine letzte Begegnung mit dem alten, ganz in der Vergangenheit lebenden Bismarck, der der damaligen Jugend, die ihm huldigen will, nichts mehr zu sagen hat — sind geeignet, uns tiefe Einblicke in eine Zeit zu vermitteln, in der die Voraussetzungen zu Deutschlands Rolle zwischen 1914 und 1945 geschaffen wurden. Alles, was *Richard Schmid* in der vorstehenden Besprechung der „Tagebücher“ über Kessler gesagt hat, gilt in vollem Maße auch für dieses gut geschriebene, ungewöhnlich reizvolle Buch.

W.F.

HERMANN BEHR

VOM CHAOS ZUM STAAT

Männer, die für uns begannen. 1945 bis 1949. Verlag Frankfurter Bücher, Frankfurt am Main 1961, 327 S., Ln. 18,50 DM.

In früheren Zeiten wäre ein Buch dieses Stils der heranwachsenden Jugend der gebildeten Stände unseres Vaterlandes gewidmet gewesen. Nicht nur der etwas pathetische Stil, auch die Sprache erinnert zuweilen an die Art, wie im Wilhelminischen Reich der Jugend die Kämpfe ihrer Monarchen geschildert wurden. Im allgemeinen aber dominiert ein leicht lesbarer Illustriertenstil, der sich nur in den stichwortartigen Kapitelübersichten schnoddrig gibt. Sollte es wirklich am Stil des Buches liegen, daß ihm ein offizielles Vorwort fehlt? Denn eines ist gewiß: Dieses Buch hätte eines Vorwortes bedurft, um es dorthin gelangen zu lassen, wo es hingehört: in die Abschlußklassen der Volksschule. Gerade weil es sich mit einer vordergründig-anekdoteschen Schilderung begnügt, gerade weil es nicht um Systematik bemüht ist, sondern darum, den Leser bei der Stange zu halten, dürfte ein Buch dieser Art am ehesten geeignet sein, in einem jugendlichen Leser erstes politisches Interesse zu erwecken, jedenfalls eher als trockene Darstellungen von Verfassungsinstitutionen. Dank einer chronologischen Übersicht und eines recht ausführlichen Literaturverzeichnisses müßte es einem Lehrer möglich sein, zu einer intensiveren Beschäftigung mit den damaligen Ereignissen und damit der Zeitgeschichte überhaupt anzuregen.

Oder sollte ein Vorwort der um staatsbürgerliche Bildung bemühten Stellen vielleicht deshalb fehlen, weil immerhin einiges mitgeteilt wird, woran man lieber nicht erinnern und auch nicht erinnert werden möchte? Daß es *Kurt Schumacher* und die SPD waren, die am hartnäckigsten die deutsche Einheit zu wahren suchten, während *Adenauer* erklärte, „daß es für den Westen wie für den Süden des Reiches ganz ausgeschlossen sei, daß nach einer Wiedererrichtung Deutschlands die politische Zentrale des neuen Deutschlands in Berlin ihren Sitz findet. Dabei sei es ganz gleichgültig, ob und von wem Berlin und der Osten besetzt seien.“ Daß Bonns Bundesgenosse *de Gaulle* damals danach strebte, das linke Rheinufer für Frankreich zu gewinnen, und daß Frankreich den Potsdamer Beschluß, Zentralverwaltungen für Finanz, Post, Industrie und Außenhandel zu errichten, nicht anerkannte? Daß die CDU damals für die Sozialisierung der Großindustrie eintrat? Wir müssen es uns versagen, weitere Beispiele zu bringen, und erwähnen gewissermaßen nur noch der Parität halber, daß auch die SPD sich nur ungern der Jahre erinnern wird, da sie, unter weitaus schwierigeren Umständen als heute, noch zu wirklichem politischem Kampf bereit war.

Mag man sich auch fragen, ob polnischer Schweiß anders stinkt, wenn von dem mit deutschem Schweiß getränkten Boden Schlesiens die Rede ist, dieser und andere Schnitzer ließen sich in einer zweiten Auflage, sollte es dazu kommen, gewiß revidieren. Und ein Buch wie dieses sollte auch im Äußeren weniger wichtig daherkommen. Ein Taschenbuch hätte es auch getan. In seiner anspruchsvolleren Aufmachung aber könnte es als Weihnachtsgeschenk für ABC-Schützen der Zeitgeschichte willkommen sein.

Hermann Meier-Cronmeyer

REINHOLD MAIER

BEDRÄNGTE FAMILIE

Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, Tübingen 1962. 63 S., laminiertes Pappband 3,50 DM.

Der bekannte freidemokratische Politiker Reinhold Maier gibt in diesem kleinen Buch ein Erinnerungsbild der Jahre zwischen 1933 und 1945, in denen er nicht nur als politisch mißliebig galt, sondern auch wegen seiner jüdischen Frau der Drangsal der Nazis ausgesetzt war.

Es ist ein schlichtes Buch, ohne jedes Pathos, liebevoll die innige Verbundenheit der vierköpfigen Familie beschreibend. Das Leid, das durch die Judenverfolgungen und dann durch eine sechsjährige Trennung der Familie auferlegt wurde, können wir mehr ahnen, als daß es Reinhold Maier in Worten niederschreibt. Niemand, der Reinhold Maier in diesem Buch zum ersten Male begegnet, würde glauben, welch Kämpfer er zeitlebens gewesen ist. Selbst der humorvoll beschriebene Streit mit der Frauengruppe der Demokratischen Partei läßt nur ganz von ferne ahnen, welche Töne Maier zur Verfügung stehen.

Dennoch bergen die wenigen Seiten viel. „Gemildert zeigt Erinnerung das Leben, in wehmutsvollem aber ruhigem Licht, wo Hell und Dunkel ineinander schweben.“ Dies Motto des Buches aus einem Gedicht von August von Platen sollte man beim Lesen nicht vergessen. Es ist ein Erinnerungsbuch, in dem alles gemildert, gedämpft ist. Es spricht mehr von der Erleichterung, daß alles vorbei ist und daß, die er liebt, wieder bei ihm sind, als von den Leiden der Trennung. Aber gerade aus dieser Erleichterung, die heute noch aus dem Buch spricht, sollte man erfühlen, welch schreckliches Geschick Menschen von Kultur und großer Herzengüte wahllos bereitet wurde. Für uns sollte die Erinnerung die Schrecken nicht mildern, sondern am Glühen halten. Die leise Sprache Reinhold Maiers ist dazu Mahnung.

Rahel Berend

KARL SALLER

DIE RASSENLEHRE DES NATIONALSOZIALISMUS IN WISSENSCHAFT UND PROPAGANDA

Progress-Verlag, Darmstadt 1961. 179 S., brosch. 7,50 DM, Ln. 10,80 DM.

Die Beschäftigung mit Theorien über die menschlichen Rassen ist in Deutschland kaum noch üblich. Der Rassenwahn der Nazis hat es uns fast unmöglich gemacht, Rassentheorien überhaupt noch ernst zu nehmen.

Wer das Buch von Salier gelesen hat, wird um vieles klüger und das heißt, um manches Vorurteil ärmer sein. Gemeint ist hier ein Vorurteil, das aus einer an sich positiven Haltung wie der Ablehnung der Rassendiskriminierung entstehen kann. Es gibt eine durchaus ernst zu nehmende Lehre von den menschlichen Rassen. Wie wir von Salier erfahren, ist diese Wissenschaft aber in Deutschland nach 1945 leider fast überall noch in denselben Händen wie in den Jahren des Rassenwahns. So schreibt er im Vorwort: „Daß ein Buch wie das vorliegende vielleicht einmal meine Aufgabe werden würde, ist mir erstmals 1950 bewußt geworden, als ich — eben erst nach München an die Universität zurückberufen — wegen eines Rufes an die Universität Zürich in der Schweiz verhandelte und mir dabei von deutschen Emigranten die Frage gestellt wurde, wer denn im Fall meines Weggangs aus Deutschland dort eine nicht nationalsozialistisch belastete Anthropologie noch vertreten solle.“ (S. 5) Keiner seiner belasteten Kollegen hatte jemals Anstalten zu einer Berichtigung der verhängnisvollen Theorien gemacht, und so entschloß er sich, „diese Abrechnung zu schreiben“.

Weil es eine Abrechnung ist, ist es auch ein sehr persönliches Buch. Doch da es dem Verfasser darum geht, die Vergangenheit darzustellen, um den Weg für Entscheidungen in der und über die Zukunft frei zu machen, werden wir mit einem der wichtigsten und zugleich erbärmlichsten Abschnitte der deutschen Wissenschaftsgeschichte bekannt gemacht. Neben diesen beiden Aufgaben: der Darstellung seiner persönlichen Erlebnisse und der Geschichte der Lehre von den menschlichen Rassen empfangen wir eine allgemeinverständliche Unterrichtung über die verschiedenen Theorien über die Entstehung und Gestalt der menschlichen Rassen. Dabei liegt die Betonung, dem Inhalt des Buches entsprechend, auf dem Zusammen- oder Gegenspiel der genannten Punkte im nationalsozialistischen Rassismus. Dieser „war nicht der Grund zu seiner Machtergreifung. Aber seine Rassenlehre war das Ziel dieser Macht, und durch sie in erster Linie glaubten die Nationalsozialisten ihre Macht für alle Zeiten — in einem mindestens tausendjährigen Reich' — erhalten zu können.“ (S. 9) Die

Auswirkung waren vor allem die Judengesetzgebung, die Konzentrationslager mit ihren Greueln, der zweite Weltkrieg und zuletzt der Zusammenbruch nicht nur des Nationalsozialismus, sondern ganz Deutschlands . . . Dabei war vor allem die SS nicht nur vielfach das Organ des Verfahrens, sondern geradezu sein Sinn, indem sie durch das, was geschah, hochgezüchtet werden sollte.“ (S. 139)

Salier gehörte — und gehört — zu den Vertretern der Lehre, die die Rasse nicht als etwas Unveränderliches, sondern als einen Prozeß ansehen. Dadurch geriet er in Gegensatz zu den Nazis, die die nordische Rasse als etwas Statisches bezeichneten und an dem feststehenden Modell dieser Rasse die Werte, Ziele und Inhalte ihrer Politik orientierten. Salier konnte von einer „deutschen Rasse“ sprechen, was ihm die Aberkennung des akademischen Lehramtes bereits 1935 eintrug. Seine Bücher, in denen er seine Theorien verfocht, wurden verboten. Er überstand die Zeit des Rassenwahns als Arzt, im Kriege wegen seiner Gesinnung als Sanitäter.

Diejenigen, die ihre Wissenschaft prostituierten und die nazistische Rassenlehre vertraten, lehren heute wieder. Fast keine Seite in Sallers Buch, wo nicht aus einer Fußnote hervorgeht, daß ein Verfasser von Veröffentlichungen im Sinne der nazistischen Rassenideologie, den Salier zitiert, ohne Unterbrechung seine akademische Tätigkeit weiter ausübt. Es ist darüber hinaus von großem Interesse zu wissen, daß es das „Verdienst“ des *J. F. Lehmann Verlages* in München gewesen ist, daß die nazistischen Rassenlehren so populär werden konnten, lange ehe die Nazis zur Macht kamen.

Karl Sallers Buch schließt — und das ist ja seine Absicht — eine Lücke in unserem Bild von der deutschen Vergangenheit.

Annemarie Zimmermann

IS A A C DEUTSCHER

STALIN

Eine politische Biographie, W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1962. Paperback-Sonderausgabe, 648 S., 14,80 DM.

Deutschers Stalin-Biographie darf zu den umfassendsten und gediegensten Studien zur Geschichte der Sowjetunion gezählt werden. Unparteiisch, wie man das von einem der Führer der ersten antistalinistischen Opposition in der Kommunistischen Partei Polens kaum erwartet, schildert Deutscher den Lebensweg und das Werk Stalins. Man kann dem Titoisten *Mosche Pijade* zustimmen, wenn er schreibt, dieses Buch sei „zu prosovjetsch, wenn wir mit den Russen streiten, und... zu antisowjetisch, wenn wir mit ihnen gut Freund zu sein versuchen“.

Deutscher unternimmt es, die Unvermeidlichkeit jenes historischen Prozesses aufzuzeigen, der dazu führte, daß Stalin in der Sowjetunion die politische Macht an sich riß und der russischen Arbeiterklasse übermenschliche Anstrengungen und Opfer abverlangte. Aber er weist die Folgerung zurück, „daß vernünftige Menschen sich immer mit dem Unvermeidbaren aussöhnen oder zumindest aussöhnen sollten“, und zählt jene Augenblicke, in denen gegen das Unvermeidbare angekämpft wird, zu den stolzesten Ereignissen der Geschichte der Menschheit.

Stalin wird uns von Deutscher als ein revolutionärer Despot, ähnlich *Cromwell*, *Robespierre* und *Napoleon*, vorgestellt. Zwar sei er nicht dem Grundgedanken seiner Revolution treu geblieben, doch habe er die Idee einer fundamental neuen sozialen Organisation in die Tat umgesetzt. Aber auf all seinen Erfolgen liege der finstere Makel eines unmenschlichen Despotismus, und eben dieser könne eines Tages eine so heftige Reaktion hervorrufen, „daß die Menschen vielleicht lange nicht recht wissen werden, wogegen sie Stellung beziehen: Gegen die Tyrannei Stalins oder gegen seine fortschrittliche soziale Leistung“. Der Leser fragt hier, ob nicht das schlechte Gewissen einer bestimmten Art des Antikommunismus eben in dieser Verwirrung seine Ursache hat. Vorurteilsfreie Köpfe werden mit Deutscher vermuten: „Das Gute an Stalins Werk wird seinen Schöpfer ebenso sicher überdauern wie dies bei Cromwell und Napoleon der Fall war. Aber um es für die Zukunft zu erhalten und zu seinem vollen Wert zu entfalten, wird die Geschichte das Werk Stalins vielleicht noch genauso streng läutern und neu formen müssen, wie sie einst das Werk der britischen Revolution nach Cromwell und das Werk der französischen Revolution nach Napoleon gereinigt und neu geformt hatte.“

Die Übersetzung ist vorzüglich gelungen; man liest das gründliche und erregende Buch von Anfang bis Ende mit gespannter Aufmerksamkeit. Ein paar Fehler, die in der englischen Ausgabe nicht vorkommen, haben sich eingeschlichen. S. 138 muß es heißen: „Grenznutzenschuk“ statt Mehrwertlehre. Zitate aus Büchern wie dem „Kapital“ sollten in der deutschen Ausgabe nachgeprüft werden, dann braucht man nicht zu schreiben: „Aus jeder Pore Blut und Schmutz schweißend“ statt „schwitzend“ (S. 365). Auf S. 528 und im Index muß stehen: Eugen Varga, nicht Warga.

Mit lebhaftem Interesse wird jeder Leser der Stalin-Biographie auf Deutschers Werk über *Trotzki* warten, das im Herbst 1962 im gleichen Verlag erscheinen soll.

Dr. Wilfried Gottschalch

KURT SCHMIDT

DIE STEUERPROGRESSION

Veröffentlichungen der List-Gesellschaft e. V. Band 20. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1960. 172 S., Ln. 22 DM, brosch. 18,40 DM.

Daß der dem Staat als Steuer zufließende Teil des Einkommens um so größer sein soll, je höher das Einkommen ist, daß m. a. W. die Besteuerung progressiv ausgestaltet werden soll, gehört zu den bedeutendsten steuerpolitischen Grundsätzen und ist fast allgemein anerkannt. Dennoch gab es und gibt es unter den Politikern ebenso wie unter den Finanzwissenschaftlern eine Minderheit, die die Berechtigung der Steuerprogression in Zweifel zieht. Der Verfasser des vorliegenden Buches gehört, wie so mancher neoliberale Nationalökonom, zu diesen Kritikern. Er setzt sich grundsätzlich mit den im Wandel der Zeit unterschiedlichen Rechtfertigungen der Steuerprogression auseinander, wobei er das Schwergewicht auf die progressive Einkommenbesteuerung sowie, damit eng zusammenhängend, auf die Progression des Gesamtsteuersystems legt. Entsprechend unterscheidet Schmidt zwischen „kompensatorischer“ und „absoluter“ Progression. Bei ersterer soll mit der progressiven Gestaltung einzelner Steuern, vor allem der Einkommensteuer, lediglich die regressive, mit steigendem Einkommen relativ abnehmende Belastung durch die indirekten Steuern ausgeglichen werden, so daß die Gesamtsteuerbelastung proportional verläuft, also unabhängig von der Höhe des Einkommens einen gleichbleibenden Prozentsatz ausmacht.

Hierfür spricht sich Schmidt aus, während er die „absolute“ Progression, bei der die Gesamtsteuerbelastung der höheren Einkommen stärker ist als die der niedrigeren Einkommen, entschieden ablehnt. Diese Schlußfolgerungen glaubt Schmidt als Ergebnis seiner Arbeit ziehen zu müssen, in der er die verschiedenartigen Rechtfertigungstheorien und Erklärungsversuche der Progressivbesteuerung sowie die Wirkungen der Progression auf das wirtschaftliche Wachstum und die soziale Mobilität untersucht hat.

Wir können ihm hierin nicht folgen. Zugeben, daß manche, insbesondere ältere Rechtfertigungslehren der Progression nicht sehr stichhaltig sind und daß sich aus keiner eine genaue Aussage über Verlauf und Ausmaß der Progression ergibt. Es soll auch nicht bestritten werden, daß sich eine zu starke Progression schädlich auf das Wirtschaftsleben auswirken kann. Aber man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Die wesentlichsten Argumente, die Schmidt prinzipiell gegen die Progression anführt, haben uns jedenfalls ebensowenig überzeugt, wie z. B. seine Auffassung, daß man auf die (absolute) Progression als Mittel des sozialen

Ausgleichs verzichten könne, weil diese auch „durch einen hohen Grad vertikaler Beweglichkeit innerhalb der Einkommens- und Vermögenspyramide zustande kommen“ kann. Die Wirklichkeit ist anders, und die Ungleichheit in den Startbedingungen wird noch größer und damit die „Beweglichkeit innerhalb der . . . Vermögenspyramide“ noch geringer, wenn die großen Vermögen nach Schmidts Ansicht keiner scharfen Erbschaftsteuerprogression unterworfen werden sollen. Wenn der Verfasser im übrigen meint, daß Progressionstarife willkürlich wären, so gilt dies ebenso für die Proportionalbesteuerung. Schon die Entscheidung für eine proportionale Steuerbelastung und damit für eine relativ stärkere Besteuerung der Bezieher niedrigerer Einkommen ist mindestens ebenso willkürlich wie der Entschluß, das Steuersystem insgesamt progressiv zu gestalten. Die Frage nach der „richtigen“ Steuerlastverteilung zwischen den sozialen Gruppen und den Einkommenschichten ist politischer Natur und deshalb niemals frei von Willkür.

Trotz dieser und anderer grundsätzlicher Einwände halten wir die vorliegende Arbeit für äußerst anregend und nützlich. Der Verfasser hat viel Material verarbeitet, und man muß anerkennen, daß er die Theorien und Erklärungen für die Progression objektiv und anschaulich darstellt und daß er sein Thema äußerst sachlich abgehandelt hat.

Günter Pehl

PETER HEINTZ

SOZIOLOGIE DER SCHULE

Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1959. 200 S., kart. 9,80 DM.

Das vorliegende Sonderheft 4 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, für das Prof. Dr. Peter Heintz, Köln, als Herausgeber zeichnet, soll den internationalen Stand der Schulsoziologie in einer systematisch zusammenhängenden Folge von Einzeldarstellungen aufzeigen. Mit dieser Absicht gliedert sich das Buch in fünf Teile: Das Schulwesen als soziale Institution, Schulbildung und Gesellschaft, Die Schule als soziales System, Spezialproblem: Schule und Jugendkriminalität und Trendbericht über Erziehungssoziologie.

Im 1. Teil gibt Walter Schultze eine Übersicht über die Reform des Schulwesens, wie sie sich nach dem vehementen kulturellen Substanzverlust durch den 2. Weltkrieg in den westlichen Ländern anbahnt. Bemerkenswert ist dabei der Hinweis, daß „nur in der Bundesrepublik konfessioneller Religionsunterricht ordentliches Lehrfach der öffentlichen Schulen (ist) und nur hier in einzelnen Ländern staatliche Schulen zugleich Bekenntnis-

schulen (sind)“. Folgerichtig wird im anschließenden Aufsatz von *Charlotte Lütken* über „Die Schule als Mittelklassensituation“ die „Diskrepanz zwischen einem sich konservierenden — wenn nicht restaurativem — Element im Erziehungssystem“ (der Bundesrepublik) festgestellt und betont, daß es „notwendig (ist), den der sozialen Entwicklung nachhinkenden Klassencharakter der Schule abzubauen“.

Die speziellen Untersuchungen der Teile 2 und 3 beschäftigen sich mit der Klassen- und Altersschichtung in Gesellschaft und Schule und ihren wechselseitigen Rückwirkungen (*Jean Floud* und *Basil Bernstein*), mit der besonderen Problematik der heranwachsenden Jugend (*Robert I. Havighurst*), mit dem Lehrer als Erzieher (*Janpeter Kob* und *Hasso von Recum*) und der „Schulklasse als soziales System“ in ihrer Bedeutung für den Vorgang des Lernens (*Otto Schäfer* und *C. Wayne Gordon*). In Teil 4 bringt *Thomas Ferguson* aufschlußreiches Zahlenmaterial über das Verhältnis zwischen Stadtschulen und Straffälligkeit der Jugend. Abschließend kommt dann *Wilbur B. Brookover* im 5. Teil in seinem Beitrag „Entwicklungstendenzen in der Soziologie der Erziehung“ zu dem Ergebnis, daß „das Erziehungswesen in steigendem Maße als ein relevanter Faktor in der Entfaltung der Gesellschaften und Nationen betrachtet wird“, wobei auch die UdSSR in diese Zielsetzung einbezogen ist. *Hermann Lücke*

ERNST RUDOLF HUBER

RECHTSSTAAT UND SOZIALSTAAT IN DER MODERNEN INDUSTRIEGESELLSCHAFT

Schriftenreihe der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie Oldenburg, Heft 1., 1962. Auslieferung: Buchhandlung Anna Thye, Oldenburg, Postfach 1227. 28 S., brosch. 3 DM.

Die Formel vom sozialen Rechtsstaat, die wir fast täglich hören, ist in ihrer praktischen Auswirkung überall im sozialen Leben der Bundesrepublik spürbar. Prof. Huber, Wilhelmshaven, unternimmt es, die beiden Bestandteile — den Rechtsstaat und den Sozialstaat — in ihrer Bedeutung für die moderne Industriegesellschaft zu untersuchen. Er geht davon aus, daß „der *Rechtsstaat* . . . als ein Staatssystem (gilt), dessen Ziel die Freiheit des einzelnen ist; der Sozialstaat bezeichnet ein Staatssystem, dessen Ziel das *Wohl aller* und das *Wohl des Ganzen* ist. Der Rechtsstaat gewährleistet die Einzelfreiheit, der Sozialstaat das Gesamtwohl; die Einzelfreiheit und das Gesamtwohl aber stehen in der Idee wie in der Realität in vielfältigem und häufigem Widerstreit“. Huber untersucht nun die Beziehungen beider Systeme, ihr Zusammen- und Gegenspiel und kommt zu dem

Schluß: „Der Sozialstaat ist kein absolutes Ideal; seine Verwirklichung muß sich in den Schranken des die Freiheit gewährleistenden Rechtsstaates halten. Und umgekehrt: das Ziel des Rechtsstaates ist Schutz der Personalität; dieser Schutz ist in der Industriegesellschaft nur auf dem Grund sozialer Sicherheit und sozialer Gerechtigkeit möglich.“

Die kleine Schrift, die auf einem Vortrag beruht, ist eine nützliche und verständlich geschriebene Einführung in die Problematik der Realisierung verfassungsrechtlicher Normen.

A.Z.

P. J. BOUMAN

EINFÜHRUNG IN DIE SOZIOLOGIE

2. neubearbeitete Aufl. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1960. 167 S., Ln. 14,50 DM.

Vor dieser 2. deutschen Auflage sind in Holland bereits sieben Auflagen dieser „Einführung in die Soziologie“ erschienen, mit der ihr Autor, Professor an der Universität Groningen, „keine systematische Behandlung von Autoren und Systemen“ beabsichtigt, sondern eine Hilfe zum Verständnis von „Begriffen und Problemen der Soziologie als selbständiger Wissenschaft“ (Vorwort) anbietet. Er beginnt mit den „Vier Phasen soziologischen Denkens“ (von der griechischen Philosophie bis zu den wissenschaftlichen Schulen des 19. Jahrhunderts), beschreibt den Werdegang und die Bedeutung der Soziologie als einer selbständigen Wissenschaft („Es ist ein Beweis für den eigenen Charakter der soziologischen Problemstellung, daß sie zu Ergebnissen führt, welche von denen anderer Sozialwissenschaften völlig abweichen können“, S. 11), und widmet dann die drei Hauptteile den Fragen des Verhältnisses von Individuum und Gemeinschaft, den Gruppen und Kollektiven und schließlich einigen der wichtigsten Gebiete der Soziologie (Rechts-, Wirtschafts-, Religions-, Kultur-, Wissenssoziologie u. a.). Alle Kapitel und Abschnitte seines Buches ergänzt er durch einen Literaturanhang.

Getreu seiner Definition, der Soziologie als der „Wissenschaft des menschlichen Lebens, wie es sich in Gruppen oder anderen Sozialgebilden und sozialen Beziehungen abspielt“, ergreift Bouman selten Partei für oder gegen eine „Richtung“ oder wertende Beurteilung der menschlichen Verhaltensweisen; er beschreibt in erster Linie. Andererseits scheut er sich nicht, seine Meinung dann eindeutig gegen andere abzugrenzen, wenn ihm das zu einem besseren Verständnis notwendig erscheint. Das „Umbiegen aller sozialen Wirklichkeit auf ein ... dogmatisches System alleingültiger Normen (ist) genau so unwissenschaftlich wie das Herabdrücken aller Normen auf die Ebene

einer ethischen Neutralität“ (S. 44.) Zwischen diesen Grenzen die rechte Mitte zu behalten ist nicht einfach, zumal es um so vielfältige und zugleich umstrittene Begriffe und Begriffsinhalte geht wie beispielsweise Familie und Staat, Betrieb und Parteien, patriarchalische, demokratische und autoritative Herrschaftsformen, Stände und Klassen. Aber gerade weil es sich dabei um Begriffe handelt, die zugleich der politischen und publizistischen Alltagssprache angehören, empfiehlt es sich, mit Hilfe einer soziologischen Studie wie der vorliegenden diese Begriffe genauer zu verstehen und exakter anzuwenden. Die Soziologie kann sogar von sich selbst lernen: Wenn sie wirklich als „Wissenschaft der sozialen Wirklichkeit“ (S. 119) gelten, und wenn sie als solche Hilfe leisten soll und will, dann darf sie nicht zu einer modischen Expertologie entarten (aus welchen Gründen, — das ist, übrigens auch soziologisch, höchst aufschlußreich); sie muß also selbst verständlicher sein. Bouman hat in und mit seiner Einführung ein Beispiel gegeben, wie man Inhalt und Bedeutung der Soziologie als Wissenschaft darstellen kann, ohne den Verdacht zu erwecken, es sei für den Verfasser überflüssig, verstanden zu werden. *Alfred Horné*

ERNST MICHEL

DER PROZESS DER GESELLSCHAFT CONTRA PERSON

Soziologische Wandlungen im nachgoetheschen Zeitalter.
Klett-Verlag, Stuttgart 1959. 247 S., Ln. 14,80 DM.

Daß der Mensch als Person nicht isoliert und individualistisch aus sich selbst zu verstehen ist, sondern nur in seiner Umweltbeziehung, in seinem Verhältnis zum anderen, zum Du, ist der Ausgangspunkt für Michels Gedankengänge. Er entspricht dem derzeitigen Stand unserer anthropologischen Einsicht. Leider kann man dies von seinen weiteren Darlegungen nicht behaupten. In ihnen spukt noch der Geist von Tönnies' falscher Gegenüberstellung von „Gemeinschaft und Gesellschaft“. Und so wird uns einmal mehr die sattnam bekannte These von der „Vermassung“ zugemutet. Obendrein erscheint sie bei Michel als zwangsläufige Folge der Industrialisierung. Der „volkszerstörende“ moderne gewerbliche Betrieb hat mit seiner „Kollektivform“ die mittelalterliche, gemeinschaftsgebundene Arbeitsordnung zersetzt und den Verfallsprozeß seelischer Entleerung eingeleitet, der sich dann auch auf die außerbetriebliche Lebensform ausgewirkt hat. So folgt aus der Einführung des Arbeiters als anstelliger Arbeitskraft in fremdbestimmte, maschinelle Sachzusammenhänge sein typisches Freizeitverhalten, das unbeschränkte Konsumbedürfnis. Auch ein Mehr an Freizeit wird daran

nichts ändern können, meint Michel. Der Mensch, von dem er einerseits idealistisch denkt, ist für ihn ein Opfer der Verhältnisse, die er selbst geschaffen hat, solange er sie und die sie bedingende Grundhaltung, die Umwelt technisch bewältigen zu wollen, nicht verleugnet. Gegenüber solchen Auffassungen kommt der Verdacht auf, seine Vertreter möchten die „Person“ doch noch ohne Realitätkontakt verstehen, also entgegen Michels eigener Grundthese. Daß die Kritik aber weniger Widerspiegelung des tatsächlichen Verhaltens des Arbeiters ist als vielmehr resentimentsgeladene Antwort auf eine Lage, die das sogenannte Geschichtsbewußtsein weder gefühls- noch bewußtseinsmäßig nachzuvollziehen gestatte, das beweist das letzte Zitat (von Rosenstock): „Um der Selbstbehauptung der Gesellschaft willen braucht diese eine nichtgesellschaftliche (d. h. eine nicht der industriellen Gesellschaft entspringende) Ordnung. Diese... muß ihr zur Seite treten als Ordnung des Gemeinschaftslebens der Menschen, die sich in der Arbeitsteilung unausgesetzt auseinanderleben.“

Es gibt kaum eine gefährlichere Fehleinschätzung. Denn mit der Arbeitsteiligkeit auch innerlich fertig zu werden und sich nicht in den Mythos der kleinen Gruppe oder in die völkische Erneuerung zu flüchten, ist für die nächste Zukunft unsere Existenzfrage überhaupt. Dafür darf man die Anpassung nicht nur so abfällig beurteilen, wie Michel es tut. Dafür muß man auch Geduld haben gegenüber zweifellos nicht immer erfreulichen Formen der Freizeitbeschäftigung und bedenken, daß eine ganze Generation Zeit braucht, sie zu lernen. Es ist nicht einzusehen, warum der Mensch, der bei Michel so großartig ist, wenn er den jenseitigen Anruf spürt, im Diesseitigen so ohnmächtig sein soll gegenüber den negativen Auswirkungen der Technik.

Unter dem Aspekt der Vermassung erscheint die Geschichte natürlich als Absinkeprozeß. Bei einem solch düsteren Bild werden aber Erscheinungen wie Goethe, die Aufklärung und der Rationalismus, die Jugendbewegung und die Tiefenpsychologie, von denen allen Michel spricht, in ihrer historischen Bedeutung verfehlt. Auch die „gestaltende Erwachsenenbildung“ der Zwischenkriegszeit ist in ihrem sich selbst überfordernden geschichtlichen Stellenwert überzeichnet, und ihre politische Problematik wird nicht begriffen. Das ist genauso bezeichnend wie der Wortschatz und der Stil, die sich im „gewachsenen Grund“ und in der „Entkernung“ äußern. Zeitkritik ist recht und gut. Wenn daraus aber Klagelieder werden und ein illusionäres Bild von der guten alten Zeit erstellt wird, ist sie keine Grundlage produktiver Veränderung mehr, sondern der Nährboden reaktionären Denkens und Verhaltens.

Dr. Hans Tietgens

HANS O. STAUB
PARIS FÜR ANFÄNGER

Diogenes Verlag, Zürich 1962. 73 S., laminiert 4,80 DM.

Die erfolgreichen „Diogenes Tabus“ sind seit einiger Zeit um eine Serie „Diogenes-Führer für Anfänger“ ergänzt worden; da gibt es Berlin für Anfänger (Hans Scholz), München für Anfänger (Siegfried Sommer), Zwergstaaten für Anfänger (Georg Hensel), Die Schweiz für Anfänger (George Mikes), Amerika für Anfänger (Paul Rothenhäusler), Autolatein für Anfänger (H. U. Steger), Die Ehe für Anfängerinnen (Hans Gmür) und viele andere geistreich geschriebene und trefflich illustrierte Bändchen.

Als Musterbeispiel, wie man so etwas machen soll (wenn man es kann), greifen wir das Bändchen über Paris heraus. Sein Autor ist *Hans O. Straub*, der Pariser Mitarbeiter von Radio Beromünster und des „Tages-Anzeiger“ (Zürich), ein Journalist von hohem Graden, der seit einer Reihe von Jahren in Frankreich lebt und zu Paris und den Parisern genau die richtige Mischung von Nähe und Distanz besitzt, um mit kritischer Liebe (die nicht blind, sondern sehend macht) über diese Stadt schreiben zu können. Man kann sich keine klügere Einführung in die Pariser Geschichte und den heutigen Alltag von Paris wünschen und keine amüsantere Lektüre — ob man nun Paris selbst gut kennt oder es erst kennenlernen will. Die vielen lustigen und charakteristischen Zeichnungen von *Chaval* sind dem meisterhaften Text ebenbürtig.

Dr. Walter Fabian

WEISSER, THIEMEYER, BLUME

EIGENTUM IN DER
INDUSTRIALISIERTEN GESELLSCHAFT

Herausgegeben vom Ständigen Ausschuss für Selbsthilfe anlässlich des dritten deutschen Selbsthilfetages 1958. Verlag Otto Schwanz & Co., Göttingen 1958, 133 S., kart. 9,60 DM.

Auf den ersten 58 Seiten dieser Broschüre wird der Leser höchstwahrscheinlich etwas überfordert, denn hier verbreitet sich Prof. *Weisser* in zwar interessanter und umfassender, aber doch etwas zu „akademischer“ Form über die „philosophischen und soziologischen“ Vorbedingungen der „Eigentumspolitik als Ausweg aus zunehmender sozialer Abhängigkeit“, bzw. (ab S. 36) über „einige Grundsätze der Eigentumspolitik“.

Der nachfolgende Beitrag *Thiemeyers* ist demgegenüber schon viel handfester. Er behandelt die „gegenwärtige Diskussion über die Vermögensbildung der Arbeitnehmer in der Bundesrepublik“ (S. 59 bis 97) und bietet dabei eine recht gute Übersicht. Er umgrenzt die strittigen Fragen in anschaulicher Weise

und macht deutlich, daß bei uns hier viel geredet und geschrieben, aber nicht sehr viel getan wird.

Der dritte und abschließende Beitrag *Blums* befaßt sich denn auch in sinnvoller Ergänzung mit der Praxis der Eigentumsbildung in Arbeitnehmerhand. Dabei werden drei Länder — England, Frankreich und die Bundesrepublik — herangezogen und die diesbezüglich feststellbare Empirie ist der eigentliche Gegenstand der Untersuchung, welche dartut, daß England und Frankreich mehr Mut zum „sozialorganisatorischen Experiment“ haben als wir.

Auffallend bei allen Untersuchungen ist, daß sie sich vorwiegend oder ausschließlich nur für das Eigentum an Produktionsmitteln interessieren. Warum eigentlich? Ist anderes Eigentum in Arbeitnehmerhand nicht ähnlich wertvoll und auch wesentlich leichter zu erreichen? Sicher ist wohl, daß es von den Arbeitnehmern jedenfalls viel intensiver angestrebt wird als allfällige Beteiligungen am Betriebsvermögen. Ich verstehe daher die Einseitigkeit dieser Blickrichtung nicht ganz und glaube, daß sie auch nicht ungefährlich ist. *Dr. Johannes Kasnacich-Schmid*

HANS - JOACHIM KNEBEL
SOZIOLOGISCHE
STRUKTUR WANDLUNGEN IM
MODERNEN TOURISMUS

Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1960, 178 S., kart. 20,— DM.

Diese Analyse eines wichtigen Teiles der heutigen Freizeitbeschäftigung versucht nachzuweisen, daß sich die Strukturwandlung der industriellen Gesellschaft von heute auch auf dem Gebiet des modernen Tourismus offenbart.

Im ersten Teil seiner Untersuchung erklärt der Verfasser, daß und warum er die von *David Riesman* entwickelten drei Idealtypen des amerikanischen Sozialcharakters „mit entsprechender Vorsicht“ auf die „Wandlungen im Sozialcharakter der Touristen“ anwenden will. Der zweite Teil gibt dann einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung des Tourismus, wobei u. a. auch dem Touristenverein *Die Naturfreunde* ein Kapitel gewidmet ist. Im dritten Teil wird dann der außengeleitete Tourismus unserer Tage nach Form und Inhalt beschrieben und sein extrovertierter Charakter im Strukturwandel der Industriegesellschaft gekennzeichnet.

Diese Untersuchung eines prägnanten gesellschaftlichen Teilgebietes ist neu und verdienstvoll. In ihrem Ergebnis ist sie auch schockierend. Tröstlich bleibt dabei nur, daß sich die Vielfalt des Lebens immer wieder aller Systematisierung entzieht.

Hermann Lücke

NEU-DELHI-DOKUMENTE

Berichte und Reden auf der Weltkirchenkonferenz 1961. Herausgegeben von Dr. Focko Lüpken. Luther-Verlag Witten/Ruhr, 2. Aufl. 1962. 518 S., kart. 8,60 DM.

Man kann wohl sagen, daß die beiden bedeutendsten kirchlichen Ereignisse dieses Jahrzehnts die Weltkirchenkonferenz 1961 in Neu-Delhi und das Vatikanische Konzil, das in Rom im Oktober dieses Jahres stattfinden wird, sein werden.

Die Versammlung in Neu-Delhi hat ein weltweites Echo gehabt, nicht nur weil auf ihr die Vereinigung der gesamten nichtkatholischen Christenheit gelang, sondern auch wegen der undoktrinären Behandlung von Problemen, die alle Völker, ob christlich oder nicht, betreffen. Die Identifikation von Christentum und weißer Rasse, die von der farbigen meist nichtchristlichen Welt getroffen wird und mit der jeder Weiße, ganz gleich welcher Konfession, rechnen muß, bringt es mit sich, daß das Schicksal des Christentums Teil des Schicksals der Weißen ist. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß Focko Lüpken, Leiter des Pressedienstes der EKID, die Berichte und Reden der Weltkirchenkonferenz sehr bald nach ihrem Ende vorgelegt hat. Die große Nachfrage machte einige Monate später bereits eine zweite Auflage notwendig, die gegenüber der ersten durch ein etwa 400 Stichwörter umfassendes Personen- und Sachregister ergänzt worden ist (das auch getrennt bezogen werden kann).

Neu-Delhi hat schon durch die Wahl des Versammlungsortes in einem nichtchristlichen Land ein weltoffenes Programm verkündet. Möge die Lektüre der Berichte und Reden zum Verständnis dieser Weltoffenheit beitragen!
A. Z.

KARL RAHNER — HERBERT
VORGRIMLER

KLEINES THEOLOGISCHES
WÖRTERBUCH

Verlag Herder KG, Freiburg im Breisgau 1961. 397 S., brosch. 4,80 DM.

Die Verfasser: Karl Rahner, Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte in Innsbruck, und Herbert Vorgrimler, Schriftleiter am „Lexikon für Theologie und Kirche“, haben hier ein Nachschlagewerk über die wichtigsten Begriffe aus der katholischen Theologie und Dogmengeschichte geschaffen. In etwa 600 Artikeln wird versucht, dem Leser, „der eine gewisse Anstrengung des Denkens nicht scheut“, wie es im Vorwort heißt, diese Begriffe nahezubringen, „ohne daß nur die Schulformeln wiederholt werden“. Innerhalb der Artikel finden sich für die verschiedensten Stichwörter weitere Verweise auf Arti-

kel. Am Schluß des Bandes ist ein Hinweisregister auf weitere 200 Begriffe angefügt, die innerhalb des Bandes erklärt werden. Für den im Hinblick auf den Gegenstand verhältnismäßig geringen Raum, den ein Taschenbuch bietet, ist eine Fülle von Material darin enthalten. Eine klare knappe Sprache erleichtert das Verständnis der zuweilen schwierigen Begriffe und öffnet auch den Blick in eine vielfältige Welt.

Die Nützlichkeit eines solchen Werkes braucht bei der Fülle der kirchlichen Ereignisse in unserer Zeit, wie etwa „Mater et Magistra“ oder das Vatikanische Konzil im Herbst dieses Jahres, kaum betont zu werden.
A. Z.

HANS HERBERT GÖTZ
EUROPÄISCHE AGRARPOLITIK
AUF NEUEN WEGEN

Sonderheft 3 der Schriftenreihe zum Handbuch für Europäische Wirtschaft. Verlag August Lutzeyer, Baden-Baden und Bonn 1959. 80 S., kart. 4,20 DM.

Bekanntlich ist das Niederreißen der nationalen Wirtschaftsschranken in Europa deshalb so schwer, weil es eine branchenweise erhebliche Umstrukturierung im Gefolge hätte; ist doch der Umstand, daß unsere Wirtschaft hinsichtlich Standort- und Produktwahl, Betriebsgröße und Herstellungsmethode gerade so und nicht anders ist, wie wir sie heute vor uns sehen, in erster Linie eine Konsequenz aller nationalwirtschaftspolitischen Maßnahmen, vor allem der Zoll- und Schutzgesetzgebung. Dies gilt in einem besonders starken Maße für die Landwirtschaft, denn kein Wirtschaftszweig wurde wohl jemals so sehr vor dem Wind internationaler Konkurrenz geschützt wie gerade sie. Das Inkrafttreten des Vertrages über den Gemeinsamen Markt scheint nun hier eine Wende anzudeuten.

Es erhebt sich die Frage, ob die in der Wissenschaft längst Allgemeingut gewordenen Erkenntnisse endlich auch von der Agrarpolitik akzeptiert und in die Praxis umgesetzt werden, mit anderen Worten, ob die Agrarpolitik bereit ist, die Landwirtschaft aus der Isolierung, in die sie sie hineinlanciert hat, im europäischen Rahmen wieder herauszuführen. Agrarpolitik wird aber letztlich durch das Verhalten des Landvolks bestimmt. Für dieses bedeuten die Perspektiven des Gemeinsamen Marktes zunächst noch einen Alptraum, aber je früher es sieht, welche Chancen sich ihm bieten, wenn es den Weg der Anpassung geht und in der Abwanderung bei gleichzeitiger Kapitalintensivierung das einzig legitime Mittel zur Leistungssteigerung und Kostensenkung erkennt, um so eher wird sich in Europa eines Tages genau wie in den USA ein

neues Gleichgewicht herausgebildet haben. Daß den Bauern dieser Umstellungsprozeß erleichtert wird, versteht sich von selbst, doch muß von ihrer Seite aktive Mitarbeit und keine offene oder versteckte Obstruktion herrschen. Die Schrift von Götz zeigt nicht die europäische Agrarpolitik, wie sie im Moment ist, sondern wie sie sein sollte. Sie ist gerade durch ihren bescheidenen Umfang hervorragend geeignet, in das Thema einzuführen. Es darf ihr weite Verbreitung, vor allem auf dem Land und dort, wo Agrarpolitik gemacht wird, gewünscht werden.

Dr. Wolf Donner

DER STAATSEINFLUSS IN DER WOHNUNGSWIRTSCHAFT

Schriften des Instituts für Wohnungsrecht und Wohnungswirtschaft an der Universität Köln. Herausgeber: Prof. Hans Carl Nipperdey und Prof. Gerhard Weisser. Verlagsgesellschaft Rudolf Müller, Köln 1959. 54 S., kart. 3,80 DM.

Das ist das vollständige Manuskript einer Sendung des Norddeutschen Rundfunks, die mit einem „Historischen Abriß des Staatseinflusses auf die deutsche Wohnungswirtschaft“ von Prof. Hans Jürgen Seraphim begann. Es folgten Kurzberichte zum Thema aus den USA, aus Großbritannien, Italien und Schweden. Nachdem anschließend Bundeswohnungsbauminister Lücke und Dr. Julius Brecht, der inzwischen leider verstorbene wohnungspolitische Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion, in kurzen Vorträgen ihre Ansichten zu dem Thema darlegten, endete die Sendung mit einer Diskussion, an der sich vier Fachleute aus der Wohnungswirtschaft beteiligten.

G.P.

FELIX LEHNIS

DER BEITRAG DES SPÄTEN SCHUMPETER ZUR KONJUNKTURFORSCHUNG

Heft 5 der Beiträge zur Erforschung der wirtschaftlichen Entwicklung. Herausgegeben von Prof. Dr. M. E. Kamp. Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1960. 87 S., kart. 8,80 DM.

Zu den großen Meistern der Nationalökonomie gehört Joseph A. Schumpeter. Im Jahre 1939 erschien in Amerika sein Spätwerk *Business Cycles*. Es ist eine großartige Analyse des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses, bei der die Mittel der reinen ökonomischen Theorie, der historischen sowie der soziologischen Betrachtungsweise, der empirischen Konjunkturforschung und der Wirtschaftsstatistik herangezogen wurden und sich so eine vielseitige Schau ergab. Erst seit einigen Monaten gibt es eine deutsche Über-

setzung des großen Werkes (*Konjunkturzyklen*, 2 Bd., Verlag Vandenhoeck und Ruprecht). Sie macht indessen die Schrift von Lehnis nicht überflüssig. Allein der Umfang des Schumpeterschen Werkes (1160 S.), die Fülle der Gedanken und des dargebotenen Materials lassen es als ein Verdienst erscheinen, daß Lehnis eine zusammenfassende Darstellung und Deutung gibt. Vor allem aber ist es die kritische Gesamtwürdigung der *Konjunkturzyklen*, die die Arbeit des Verfassers empfehlenswert macht.

Natürlich mußte Lehnis eine Auswahl treffen, und es war ihm nicht möglich, sich auf so knappem Raum auch mit den umfangreichen historischen und statistischen Teilen des Werkes zu beschäftigen. Ihm geht es vor allem um die grundlegende theoretische Konzeption Schumpeters, in der die Walrasianische Theorie des totalen Gleichgewichts eine überragende Stellung einnimmt. An deren Stelle ist in der Konjunkturtheorie inzwischen die auf Keynes zurückgehende Lehre vom Verhältnis zwischen Sparen und Investieren getreten. Es war deshalb naheliegend, daß Lehnis die Frage untersucht, was uns die Walrasianische Theorie heute noch zu sagen hat, und daß er die Gültigkeit der Schumpeterschen Vorstellungen überprüft. Dabei kommt er zu einer kritischen Auseinandersetzung mit neueren Konjunktur- und Wachstumsmodellen.

G.P.

GEORGES BALANDIER ZWIELICHTIGES AFRIKA

Ins Deutsche übertragen von Alexander v. Platen. Curt E. Schwab Verlag, Stuttgart 1960. 324 S., ganzseitige Fotos und 55 Textabbildungen, Ln. 26.—DM.

Afrika ist mehr als jeder andere Kontinent heute in einem gewaltigen Umbruch begriffen, einem Umbruch, den, wenn überhaupt, nur der Ethnologe recht erfassen kann, vor dessen geistiges Auge neben das heute geschaute Bild afrikanischen Lebens dasjenige vergangener Jahrhunderte tritt. In Georges Balandier haben wir einen solchen Ethnologen, der zwischen dem Gestern und dem Heute vergleicht und der, als Europäer, die durch den Übergang vom traditionellen zum modernen Afrika aufgeworfenen Probleme mit Selbstkritik untersucht. Er schreckt nicht davor zurück, die Versäumnisse der europäischen Kolonialmächte aufzuzeigen, die sich nicht dazu entschließen können, einen kritischen Blick auf die Tragweite und die Wirkung ihrer Unternehmungen zu werfen aus Furcht, dabei Argumente zutage treten zu lassen, die gegen sie sprechen, und die schließlich behaupten, der Schüler habe den Lehrer enttäuscht. Er spricht aus, daß der Kolonisator unter allen Um-

ständen versucht hat, alleiniger Herr der Lage zu bleiben, so daß die meisten afrikanischen Territorien wie „stehengebliebene“ Embryos wirken, die nicht ausreifen konnten; daß die europäische Kolonisation in einer Sackgasse gelandet ist, daß neben blühenden europäischen Unternehmen die einheimische Wirtschaft dahinvegetiert, daß die Kolonisation immer retardierend auf die Entwicklung gewirkt und; sie gehindert hat, ihre Ziele zu erreichen.

Daneben aber weist er auf ein großes, Passivum der schwarzen Gesellschaften hin,, dessen einzige Verantwortliche sie selbst seien! Sie hätten die Techniken verfehlt, welche der Ausnutzung großer Räume im Sinne einer Vereinigungstendenz dienlich sind. Das Zurückziehen der traditionellen Gesellschaften auf sich selbst, die „Stammespolitik“, die Vielfalt von Kultur- und Sprachzonen, all die zahllosen Kräfte, deren Ziele und Interessen auseinanderstreben, bilden ein Hindernis für das Wachsen einer modernen Nation, das nur sehr schwer zu überwinden ist. Hier ist nicht ohne Ausnahmemassnahmen, ohne eine „totalitäre“ Einmischung auszukommen, wie man sie z. B. dem Ministerpräsidenten von Ghana vorwirft, der aber begriffen hat, daß in Afrika die politische Partei nicht die Merkmale bewahren kann, wie sie sie in den liberalen Demokratien besitzt, und der aus ihr einen modernen Rahmen gemacht hat, der die Stammesgesellschaften umspannt, um sie zu einigen.

Balandier wendet sich auch dem Schicksal der christlichen Missionen zu und untersucht, was aus der von ihnen dargebotenen Lehre geworden oder zu werden im Begriff ist, wie das Christentum von den Afrikanern umgewandelt wird zu einer zwischen ihren alten Religionen und dem europäischen Christentum stehenden Religion, die ihren Bedürfnissen besser entspricht (ebenso wie der afrikanische Marxismus ohne jeden Zweifel seine eigenen Formen haben und Aspekte unbestreitbarer Abweichung entwickeln werde). Die „Propheeten“ der Negerkirchen des Kongo fordern die absolute Verwerfung der alten Götter ebenso wie des „importierten“ Gottes, sie ermahnen ihre Anhänger, an einen Messias zu glauben, der nicht mehr mit der verworfenen Welt der Weißen solidarisch ist. Sie verneinen die Universalität der Kirche, weil sie sie als Bundesgenossin in der weißen Rasse bei der Aufrechterhaltung von deren Privilegien ansehen. Die Missionare aber bestreiten ihnen die Fähigkeit zu einem autonomen religiösen Leben, welches ja kein Rückfall in die „Wildheit“ ist; sie wollen ihnen den Weg zur Wahrheit nur in der totalen Unterwerfung offenlassen. In den Perioden des Verlöschtens der alten Kulturen sieht Balandier nur solche des Übergangs, während derer Afrika sich auf sich selbst besinnt und nach neuer Selbstgestaltung sucht. Der Afrikaner, der bisher eine Kontrolle ertragen hat, die den Wert seiner Kulturen ebenso leugnete wie seine Fähigkeit

zur Initiative, empfinde nunmehr ein starkes Bedürfnis der Selbstbetätigung. Er will seine schöpferische Autonomie wiedergewinnen, sich modernisieren, ohne deshalb seine Originalität aufzugeben.

Den auf ihre geschriebene Geschichte so stolzen Europäern stellt Balandier eine Unterlassung vor Augen: Sie haben übersehen, daß Zivilisationen, die gar nicht oder kaum Schrift oder Buch haben, andere intellektuelle Verfahrensweisen und lyrische Ausdrucksformen entwickeln, deren Bedeutung von Europa unterschätzt wurde. Den Afrikaner zu zwingen, auf seine eigentlichen Ausdrucksmittel zu verzichten, sei das gleiche, wie wenn uns eine Besatzungsmacht jedes Recht zu schreiben, zu singen und zu malen abgesprochen hätte. Im gleichen Augenblick dann, in dem der Afrikaner kulturell enterbt war, habe man ihn in das System einer Finanzwirtschaft eingeführt, auf das er durch nichts vorbereitet war und wo er zur anonymen Arbeitskraft entarten mußte. Dieses Auslöschen der persönlichen Merkmale in den Bindungen des täglichen Lebens und in der Beziehung auf die Dinge habe unsere Attacke gegen die Negerzivilisationen verstärkt und verschärft. Gegenüber der kulturellen Enterbung seien die Afrikaner noch empfindlicher als gegenüber der materiellen.

Der Autor weist den Leser auf eine Fülle von Tatsachen und Hintergründen hin, die dem schnell urteilenden Afrika-Blitzreisenden in ihrer Mehrzahl unbekannt sind, und bekennt am Ende doch noch, daß man sich versucht fühle, endlose Fragen zu stellen angesichts der Komplexität des Problems Afrika.

Erika Donner

HELMUT SCHEL SKY

ORTSBESTIMMUNG DER DEUTSCHEN SOZIOLOGIE

Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln 1959. 152 S., kart. 9,80 DM.

Wenn ein so bekannter und weit über den Kreis der Fachwissenschaft hinaus angesehener Soziologe wie Helmut Schelsky sich mit dem gegenwärtigen Zustand seiner Wissenschaft in der Bundesrepublik kritisch auseinandersetzt, so ist das über den Kreis der „Betroffenen“ hinaus bedeutungsvoll.

Als 1945 der Krieg zu Ende ging, hatte die soziologische Forschung in den außerdeutschen Ländern, besonders in den USA, fast 20 Jahre Zeit gehabt, sich nach Inhalt und Methoden weiterzuentwickeln. Dieser Vorsprung mußte aufgeholt werden. Schelsky meint offenbar, daß das nicht gelungen ist: „Im Sinne dezidiert wissenschaftlicher und Fachauffassungen ist *der profunde Dilettantismus der deutschen Soziologie in der Gegenwart* gar nicht zu übersehen“ (S. 25). Er

fordert deshalb von den deutschen Soziologen, „die Verfassung und soziale Entwicklung ihrer eigenen Gesellschaft in einer dem hohen Niveau der amerikanischen Sozialwissenschaft angenäherten Weise denkerisch zu bewältigen und als wissenschaftliche Problematik ins Bewußtsein zu heben“ (S. 27). Dabei setzt er mit Recht genaue Kenntnis sowohl der USA als auch der UdSSR-Soziologie voraus, und daß er dann in seinen weiteren Darlegungen der empirischen Sozialforschung und ihrer induktiven Methode das Wort gibt, ist folgerichtig.

Im V. Abschnitt seines Buches behandelt Schelsky „Die Soziologie und die Praxis“, nachdem er sich vorher mit „Fragen der theoretischen Soziologie“ befaßt hat. Er stellt fest, daß „die entscheidenden industriegesellschaftlichen Problematiken und Handlungsanforderungen, etwa der industriellen Arbeit, des großstädtischen Lebens, des Konsums, der Erziehungs- und Ausbildungssituation, der Massenkommunikationsmittel usw., in so gegensätzlichen politischen Systemen wie dem der UdSSR einerseits, der USA oder Westdeutschland andererseits immer ähnlicher“ (werden); das „ist eine der zentralen analytischen Behauptungen der modernen Soziologie, die bisher nicht zurückgenommen wurde“ (S. 136). Hierbei wird man Schelsky folgen und zustimmen. Hier ist aber auch der Punkt, wo sich soziologische Einsichten in politisches Bewußtsein und folgerichtiges politisches Handeln umsetzen müssen, damit die „ärgerliche Tatsache der Gesellschaft“ nicht bei der „noch ärgerlicher(en) der sozialen Ohnmacht“ steckenbleibt.

Hermann Lücke

G. B O L D T, P. DURAND u. a.

DIE VERTRETUNG DER ARBEITNEHMER AUF DER BETRIEBSEBENE NACH DEM RECHT DER MITGLIEDSSTAATEN DER EGKS

Arbeitsrecht Bd. III, Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, Luxemburg 1959. 332 S., brosch. 8,40 DM.

Bei der Schaffung eines gemeinsamen Marktes oder Teilmarktes ist der Erfolg des Bestrebens, in einen ehrlichen Leistungswettbewerb der Wirtschaftszweige aller Vertragspartner zu treten, weitgehend von der Schaffung gleicher Startpositionen abhängig. Dazu gehören Koordinierungsaufgaben aller Art, die wiederum ein sehr sorgfältiges Studium der Gegebenheiten voraussetzen. Besonders in der EGKS, in der die Freizügigkeit der Arbeitnehmer weitgehend gewährleistet ist, interessieren sozial- und arbeitsrechtliche Unterschiede in den sechs Vertragsstaaten. Diesem Problem ist eine ausführliche, von ersten Sachkennern der Mitgliedsstaaten der Montanunion verfaßte Zusammenstellung gewidmet, die Auskunft über die betrieblichen Vertretungen der Arbeitnehmer gibt, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer eigenen Belange (Betriebsrat u. ä.) wie auch der des Unternehmens (Mitbestimmung u. ä.). Auch die Rolle der Gewerkschaften im Betrieb wird in den einzelnen Länderberichten gewürdigt; sie ist vor allem in Frankreich und Belgien sehr stark. Bei der Studie handelt es sich um ein Werk, das dem Arbeitsrechtler und all denen eine Hilfe sein wird, die die Integration Europas unter dem Arbeitnehmerspekt beobachten.

Dr. W. D.